Glückwunsch
zum
Geburtstag,
ZOMBIE
Till Hofmann
WEBERS VERLAG

Will Hofmann
Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie

WIEBERS VERLAG

Will Hofmann, geboren 1949 im Taunus.
Arzt für Allgemeinmedizin und Psychiatrie mit 20-jähriger Praxiserfahrung in Berlin-Neukölln. Er begann seit seinen Jugendjahren zu schreiben. Erste Veröffentlichung 2011, »Abenteuermond« – ein Kinder-Science Fiktion.

Das vorliegende Buch ist auch die Grundlage der gleichnamigen Kurzgeschichte im Sammelband *Zombie City Stories*, herausgegeben von Kalle Hofmann. und eine Fortsetzung des Schauspiels *Das Licht.*

Durch seine wissenschaftliche Ausbildung vermag Will Hofmann es, komplexe Zusammenhänge anschaulich darzustellen. Die fantastischen Theorien der *Zombifizierung* wirken glaubhaft und nachvollziehbar.

Hofmanns Geschichten sind geprägt durch seinen Beruf mit einerseits naturwissenschaftlichen, andererseits psychologischen Neigungen. Die wissenschaftliche Basis seiner Erzählungen kann er, geschult durch Dozententätigkeitin diversen Fachschulen, dem Leser kompetent vermitteln.

Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie

Roman
von
Will Hofmann

Wiebers Verlag Berlin

Mehr über unsere Autoren und Produkte:
www.wiebers-verlag.de

Von Will Hofmann liegen vor:
Abenteuermond
Da läuft was aus
Das Licht
Million Dollar Jucken
Oktan

Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie

1. Auflage 2015
ISBN 978-3-942606-45-5

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

© 2015 Wiebers Verlag, Berlin
http://www.wiebers-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung:
Kalle Max Hofmann

Druck: Amazon CreateSpace

Wie oft hatte Frau Ingeborg Fricke, geborene Walter, eigentlich schon das Grab ihres Vaters neu bepflanzt? Wie oft war sie hierher gerannt, hatte gedüngt und gewässert? Es war wie verhext. Es war, als sauge das Grab alle Energien in sich auf. Am Anfang war es doch gut gegangen. Aber nach eineinhalb Jahren gingen die ersten Pflanzen ein. Wie ärgerte sie sich, dass nur sie in der Pflege versagte, während die Nebengräber grünten und blühten. Doch die letzten Wochen schien es ihr, als ließe der grüne Daumen der Nachbarn ebenfalls nach in seiner Wirkung.

Hätte sie gewusst, was sich keine zwei Meter unterhalb der Wurzeln von Erika und Buchsbäumen abspielte, wäre sie in die Zwickmühle geraten. Hätte sie sich freuen sollen oder lieber das vernichten, was sich in der Tiefe zusammenbraute?

* * *

Margot Hensel war Klöpplerin, Spitzenklöpplerin. Sie war spitze im Klöppeln. Hätte man sie gefragt, was sie aus ihrem Leben gemacht hatte, sie hätte nicht ›Fleischerverkäuferin‹ geantwortet. Damit hatte sie ihr Geld verdient. Ihr Herz aber hing zeitlebens an den Klöppeln. Die schönste Zeit für sie war die, als sie in der Volkshochschule Kurse gab.

Dann kam der Schlaganfall, die linke Hand blieb gelähmt. Dass sie nicht mehr gehen konnte, war ihr nicht so wichtig. Auch mit der Sprachstörung hätte sie sich abfinden können. Aphasie, wie die Ärzte ihr sagten. Logopädie brachte immerhin ein wenig Besserung. Aber der Arzt stellte die Verschreibung bald ein. Weitere Fortschritte waren nicht mehr zu erwarten. Wegen seines Budgets müsste er an Patienten denken, wo es sich noch lohnte, hatte er ihr erklärt. Das konnte sie sogar ein Stück weit einsehen. Krankengymnastik und Ergotherapie brachten überhaupt nichts, auch sie wurden eingestellt. »Sie haben aber auch wirklich Pech gehabt, mit ihrem Schlaganfall«, versuchte der Arzt zu trösten.

Nie mehr Klöppeln, das war die bittere Realität, das wurde Frau Hensel bewusst. Das verkraftete sie nicht, sie stürzte in eine tiefe Depression. Der Arzt wollte ihr Mirtazepin dagegen verschreiben. Das lehnte sie ab, sie war doch nicht krank, jedenfalls nicht im Kopf. Sie hatte keine Freude mehr am Essen und am Trinken. Wollte man sie in den Rollstuhl verfrachten, stimmte sie ein Gezeter an, dass die Hauskrankenpflege schließlich aufgab. Am liebsten lag sie auf ihrer rechten Seite und döste vor sich hin, den ganzen lieben langen Tag. Es nervte sie schon, wenn die Schwester kam und sie ›lagern‹ wollte, damit sie keine Druckgeschwüre bekäme.

Margot Hensel magerte ab. Eine Magensonde lehnte sie ab. Ihre Kinder konnte sie überzeugen, sie unterstützen sie gegen die Überredungsversuche von Schwestern und Hausarzt. Ihr war klar, dass die Hauskrankenpflege es eigentlich gut meinte. Aber noch war sie ihr eigener Herr und sehr froh darüber, dass sie in ihren eigenen vier Wänden bleiben konnte.

Margot Hensel trocknete aus. Infusionen unter die Haut, die ließ sie zu. Doch mehr für ihre Umgebung als für sich selbst. Sie war nicht überzeugt, dass die ihr Leiden linderten. Feuchte Zitronenstäbchen für die Lippen, die hätten ihr gereicht. Aber sie hatte recht, das Drängeln der Schwestern ließ nach. Nun konnten sie etwas tun, sie waren zufrieden und redeten nicht mehr pausenlos auf Margot ein. Zehn Flaschen hatte der Arzt aufgeschrieben, eine pro Tag. Nach der siebten aber verabschiedete sich Margot Hensel von dieser Welt. Ihre Kinder waren bei ihr, Margot, Dieter und Petra. Das war schön. Das war noch einmal richtig schön. Alle Drei hielten der Mutter ihre Hände hin. Und Margot spielte mit ihren eigenen Fingern an deren Griffeln, so hatte sie sie in der Schulzeit genannt. Es kam ihr so vor, als hätte sie noch einmal Klöppel in der Hand – die Klöppel ihres Lebens.

* * *

Der alte Professor Walter kam langsam zu sich. Langsam, sehr langsam. Wo war er hier? Er konnte nichts sehen und nichts hören, nicht einmal richtig etwas spüren. Was er spürte war nur: Er fühlte sich wohl. Nicht zu warm war ihm und nicht zu kalt. Es kam ihm so vor als schwebe er in einem Bad, das genau Körpertemperatur hatte. Keinen Hunger und keinen Durst konnte er spüren, keine Schmerzen.

Angenehm, wirklich angenehm. Was hatten ihn die Rücken- und die Hüftschmerzen geplagt. Zu alt für eine Operation hatten sie gesagt, die Ärzte, die Schwestern. Und seine eigene Tochter, die hatte ihnen beigepflichtet. Sein Frickelchen, so hatte er sie nach ihrer Hochzeit genannt.

Aber das war vorbei. Entspannt wie er da lag, dachte er nach. Was war geschehen? Bilder aus der Gerontopsychiatrie tauchten auf. Dement, ja er war dement. Verwandte und ehemalige Studenten, die ihn gelegentlich besuchten, schüttelten den Kopf darüber, wie ein so hochintelligenter Mensch derart abbauen konnte. Und sie alle hofften im Stillen, dass ihnen nicht Ähnliches widerfahren möge. Als die Demenz begann, konnte er sich noch an Studentenstreiche erinnern, während er die Antwort schuldig bleiben

musste, was es fünf Minuten vorher zu Mittag gab. Später fragte er sein Frickelchen, wer sie sei und was sie von ihm wolle. Kurz darauf kannte er nicht einmal mehr seinen eigenen Namen.

Das wusste er wieder alles. Er konnte sich gut an all die tausend Fragen erinnern, welcher Tag denn heute sei, welcher Monat, welche Jahreszeit, was er von Beruf war, Familienstand, Kinder und zuletzt wie er heiße. Er erinnerte sich, wie peinlich es ihm war, wenn er bei diesen einfachen Fragen nach Antworten gesucht hatte. Das beschämende Gefühl ging zurück, die Fragen waren ihm bald egal. Manchmal erkannte er am Tonfall, dass ihn jemand etwas fragte. Dann antwortete er wahlweise mal mit »Ja« oder mit »Nein«. An jede einzelne Situation konnte er sich erinnern, wusste wann die Fragen gestellt wurden, wo er in seinem Rollstuhl dabei saß, was er trug, sogar die Uhrzeit konnte er abschätzen. Zu jeder Frage nach dem Essen hätte er jetzt im Nachhinein die Antwort gewusst. Er konnte sogar sagen, wie es ihm geschmeckt hatte.

Es kam ihm vor, als hätte sein Hirn all die Jahre alles um ihn herum aufgezeichnet wie eine Videokamera. Die Bänder waren ihm nicht zugänglich gewesen, nun aber schon.

Verrückt und merkwürdig. Walter rekonstruierte seine Vergangenheit, Stück für Stück. Er hatte Zeit. Der Film seiner Beerdigung wurde abgespielt. Zuvor bestätigten sich Freunde, Verwandte und Klinikpersonal, wie schön es sei, dass er endlich friedlich eingeschlafen wäre. Nein, ein Film war es nicht, nur eine Tonbandaufzeichnung. Denn er sah ja nichts mehr.

Die Trauerfeier – anrührend. Nur dass Professor Wolter die Trauerrede gehalten hatte, das ging ihm gegen den Strich. Der war einmal sein Doktorand, er hatte ihn gehasst. Und dann auch noch fast der gleiche Name! Des Öfteren waren sie verwechselt worden. Arrogant, faul und trickreich war er. Trotzdem von einer Beharrlichkeit, die allen Versuchen Walters, ihn loszuwerden, etwas entgegensetzen konnte. Trotz seines verbogenen Charakters, oder gerade deshalb, hatte er es in der Chemie zu etwas gebracht.

In seiner Erinnerung hörte Walter die Räder des Leichenwagens durch den Kies knirschen. Die letzten Worte und die Segnung des Pfarrers. Sie drangen undeutlich durch den Sargdeckel,

aber er konnte jedes einzelne Wort verstehen. Die Beileidsbezeugungen der zweihundert Trauergäste allerdings waren für ihn nur als undifferenziertes Gemurmel wahrnehmbar. Ingeborg, sein Frickelchen, und ihr Fricke mussten einiges an Stehvermögen aufbringen.

Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub. Walter hörte den Sand, wie er auf den Sargdeckel klatschte. Er hörte manchen Blumenstil darauf auftreffen. Später das Gepolter der Lehmbrocken, die die Totengräber auf ihn warfen.

Dann hatte er Ruhe, endlich Ruhe.

Er lag im Grab, das war klar. Wieso aber konnte er denken? Wieso konnte er sich nach und nach an alles wieder erinnern, was seine Demenz ihm vorenthalten hatte? Wieso erstickte er nicht, hier in der Tiefe?

* * *

Ja, es gibt so viele Arten zu sterben

Wachtendonk fuhr die Kurven aus im Elbsandsteingebirge. Wunderbar, dieses Gleiten von links nach rechts und wieder zurück. Wenig Verkehr, er hatte meist beide Straßenseiten für sich. Die Harley knatterte unter ihm, was für ein satter Klang. Es war schon richtig, sich seinen Jugendtraum zu erfüllen. Rente hin oder her. Die paar Tausender mehr in der DRV, die hätten ihm nur wenige Euro im Monat zusätzlich gebracht. Und wenn es knapp wurde, konnte er sein seinen Kutter immer noch verkaufen. Kutter, so nannte er seine Errungenschaft. Denn ihr Geräusch erinnerte ihn an diese Schiffe – er hatte es immer geliebt. Schon die Fahrt von Hamburg nach Bad Schandau war ein Genuss. Nur Landstraße, keine Autobahn. Er konnte sich Zeit lassen, keine Hetze wie im Berufsverkehr oder bei seinen Außeneinsätzen. Seine Sorgen um Ilse traten vollkommen in den Hintergrund.

Helmut träumte vor sich hin. Die Blätter in der Rechtskurve nahm er wohl wahr. Was hatte er aber zu fürchten, trocken wie

hier alles war. Dann ging es blitzschnell. Der Kutter brach aus und knallte gegen die Leitplanke. Helmut hatte noch nicht die Erfahrung, dass die Blattschichten innen nicht so schnell abtrockneten. Sie lagen aufeinander und waren glitschig wie dünne Eisplättchen. Helmuts Knie war zerschmettert. Er konnte sich nicht halten und kippte über die Abstützung. Fast senkrecht ging es den Berg hinab. Die Maschine glitt an der Planke entlang. An ihrem Ende stürzte sie ebenfalls in den Hang, auf dem nur einige dünne Büsche wuchsen.

Helmut ruderte mit den Armen und versuchte, ein Stämmchen, eine Wurzel oder eine Felskante zu greifen. Es gelang ihm, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Er war schon zu schnell. Durch das harte Zupacken zerrissen ihm mehrere Sehnen.

Dann kam ein Überhang. Fünfzig Meter freier Fall. Instinktiv versuchte Helmut, sich abzufangen, er steckte die Hände vor wie eine Katze. Ilses Bild tauchte für einen Moment vor ihm auf. Das letzte, was er hörte, war ein dumpfer Plopp. Dann ging für ihn das Licht aus.

* * *

Gleubert war es, Gleubert hatte es geschafft. Der Oberarzt, der seine Privatstation persönlich leitete. Nicht mal dreißig Jahre jünger war er als Walter selbst, hatte gar nicht mal so lange bis zu seiner eigenen Berentung. Und Schütz, sein Assistenzarzt, hatte ihn unterstützt. Was hatten die mit ihm gemacht?

Auch daran kam die Erinnerung. Marcumar hatten sie ihm gegeben, das sollte die Blutgerinnung verhindern. Gleubert und Schütz scharwenzelten in seinen letzten Tagen andauern um ihn herum, sie wollten sein Ableben nicht verpassen. Dann war es soweit. Walter machte seinen letzten Atemzug, bald darauf tat sein Herz den letzten Schlag. Gleubert und Schütz standen dabei, sie hatten ihm vorher schon eine Kanüle in die Vene gelegt. Jetzt spritzte Schütz Substanzen in die Ader, während Gleubert eine Herzmassage durchführte. Nach einigen Minuten wechselten sie sich ab. Es ging ihnen nicht um Wiederbelebung, dann hätten sie Walter auch beatmen müssen. Nein, es ging ihnen nur darum,

dass sich die gespritzten Stoffe sich im ganzen Körper verteilten. In der Hauptsache war es das Natriumsilikat, das durch die Herzmassage bis in die letzte Zehenspitze verteilt wurde. Natriumsilikat, ein chemischer Stabilisator, bekannt als so genanntes Wasserglas.

Gleubert hatte eine abstruse Theorie entwickelt. Ganz offen hatte er sich mit Schütz in Walters Zimmer darüber unterhalten. Der Greis bekam ja doch nichts davon mit, hatten sie gedacht. Was beide sicherlich nicht ahnen konnten, war, wie richtig Gleuberts Hypothesen waren.

* * *

Sterben? Nicht immer...

Anton Binger stand in der Küche, es herrschte Hektik wie immer. Es zischte und dampfte überall. Emsig sprangen fünf Kollegen hin und her, deren Chef er war. Und Claude, der Lehrling. Der rührte in seiner Sauce. Man konnte ja nie wissen – Binger ging die paar Schritte zu seinem Tiegel, zückte einen seiner Probierlöffel aus der Brusttasche, steckte die Spitze in die blubbernde Flüssigkeit, führte den Löffel zum Mund, streifte die Sauce mit dem Lippen ab und warf den Löffel in die Plastikschüssel unter dem Schnippeltisch. Eine Bewegung wie aus einem Guss, die viele Jahre Training verriet. Binger hatte immer zehn bis zwölf Löffel in dieser Tasche, waren sie aufgebraucht, griff er in den Besteckkasten und füllte sie mit einer Handvoll nach.

Die wenigen Tropfen Sauce verteilte Binger mit der Zunge zwischen Gaumen und Rachen und kostete, was Claude da zusammengerührt hatte. Mein Gott, der Kerl war im dritten Lehrjahr. Hatte er denn nichts gelernt? So was durfte nicht zu den Gästen. Der Koch packte den Tiegel am Stiel, rannte zu dem riesigen Ausguss, holte tief Luft und wollte loslegen mit seiner poltrigen Zurechtweisung. Da krachte ein Stein gegen seine Brust, so kam es ihm vor. Als würde ein Komet einschlagen. Binger stolperte und griff sich ans Herz. Der Tiegel segelte durch die Küche und schlug scheppernd irgendwo auf. Das klang jetzt wirklich nach einem

aufschlagenden Himmelsköper.

Binger krümmte sich am Boden. Solche Schmerzen kannte er nicht. Er wollte schreien, aber er beherrschte sich. Stöhnen gestand er sich zu. Dieter vom Weinausschank hatte den Krach gehört und kam in die Küche gestürzt. Er sah den Koch am Boden liegen und jammern, überlegte nicht lange und rief die Feuerwehr. Bis sie kam, war Binger schon nicht mehr bei Bewusstsein.

Großes Glück hatte er gehabt, sagten ihm die Ärzte später. Herzinfarkt mit Komplikationen. Kammerflimmern, das überleben nicht viele. Zwei Wochen Intensivstation. Immer wieder Kreislaufeinbrüche, drohendes Herzversagen. Drei Stents hatten sie ihm gelegt am Anfang. Das sind die kleinen Röhrchen, die verhindern sollen, dass die Herzkranzgefäße sich sogleich wieder verschließen. Er hatte es über sich ergehen lassen, es war ihm egal, was sie mit ihm anstellten. Erst später begriff er, wieso sie ihm dazu in der Leiste herumgestochert hatten.

Vernichtungsschmerz bezeichnete sein Stationsarzt das, was er gespürt hatte. Wie recht er hatte mit diesem Ausdruck.

Langsam stabilisierte sich Bingers Zustand. Eine Handvoll Medikamente jeden Morgen musste er jetzt nehmen und nochmals die Hälfte davon am Abend. Namen, an die er sich gewöhnen musste, schwierig wie die exotischen Rezeptnamen am Anfang seiner Ausbildung. Enalapril, Bisoprolol, Verapamil, Digoxin, Molsidomin, ISMN, Metformin und Simvastatin. Gegen hohen Blutdruck, die Rhythmusstörungen, zur Kräftigung der Herzmuskulatur, Erweitern der Koronararterien, etwas gegen Zucker und zu hohes Cholesterin. Dreifach erhöhte Werte hatte er, familiär noch dazu. Kein Wunder, dass seine Angehörigen alle früh verstorben waren, das wurde Binger klar.

Wer denn sein Hausarzt sei und wieso der nichts unternommen hätte. Binger war bei keinem Arzt. Was sollte er dort, wenn er sich gesund fühlte?

Doch er kam zur Vernunft. In die Reha wollte er anfangs nicht gehen. Doch beim ersten Spaziergang in den Klinikgarten wurde er kleinlaut. Die paar Schritte, wie die ihn schafften. Von da ab war er ein Musterpatient. Er ließ das Rauchen und hielt Diät. Wäre doch gelacht, wenn er als Profikoch es nicht schaffte, fett-

arm und diabetesgerecht zu kochen. Das konnte man sogar mit auf die Speisekarte nehmen. Viele Gäste hatten ja ähnliche Probleme. Er würde es dem Chef des Hauses vorschlagen.

Mustergültig machte Binger mit in der Reha. Fand Freude an Sport und Bewegung. Er nahm ab und konnte sich darüber freuen. Was er nie gedacht hätte: Modellieren aus Ton bereitete ihm großen Spaß. Es kam ihm vor wie Knödel formen. Bald schuf er richtig kleine Kunstwerke. Und dachte auch dabei, das beruflich zu nutzen. Wieso nicht Buletten in Hasenform für Kinder?

Wie konnte er sich entspannen! Bei den Spaziergängen wurde ihm bewusst, wie gehetzt er war. Frühes Aufstehen, späte Ruhe, nie ohne reichlich Rotwein. Der sollte sogar gut sein, aber nicht eine ganze Flasche jeden Tag. Das Rauchen konnte er erstaunlich einfach bleiben lassen. Die Wochen auf der Intensivstation war es sowieso nicht möglich. Auch danach, ein richtiger Jieper stellte sich nicht ein. Dabei waren zuvor es zwei Packungen, mindestens. Am Anfang rauchten sie alle in der Küche, das wurde irgendwann verboten. Nur noch vor der Tür war es zugelassen. Viele Kollegen hörten auf, das war ihnen zu umständlich, und das Rauchen wurde ja auch immer teurer. Doch Binger blieb seinen Glimmstengeln treu. Er als Chef nahm sich die Freiheit, nicht nach draußen zu hetzen. Er stellte sich unter den Abzug und regelte ihn auf Maximum. Da kam nichts in die Küche.

Bingers Ehe war zerbrochen an seinem Rhythmus, doch der Beruf war ihm sein alles. Perfekt musste alles sein. Er traute seinen Mitköchen oft nicht zu, dass sie die Geschmacksrichtung so hinbekamen, wie er sie sich vorstellte.

Für seinen Chef war er ein Glücksfall. Den Ruf des Restaurants hatte er Binger zu verdanken, das wusste er. Er entlohnte ihn großzügig, doch was nutzte das Geld, wenn er an der Arbeit krepierte. Das musste anders werden, nahm Binger sich vor. Wie recht die Therapeuten hatten: Delegieren war lebenswichtig. Jetzt lief der Laden ja auch. Er wollte sich etwas gönnen, verreisen. Mit Anfang Fünfzig konnte man doch einiges unternehmen im Leben.

Tag der Entlassung – am nächsten Tag Wiederkehr zur Arbeit im Restaurant. Der Reha-Arzt riet dringend zu mindestens noch-

mals vier Wochen Erholung. Davon hielt Binger gar nichts. Zum Hamburger Modell ließ er sich zumindest überreden. Und er sollte auch wirklich die vier Stunden am Tag einhalten und sich nicht gleich wieder überlasten. Binger versprach es halbherzig.

* * *

Die Krankenschwestern waren eingeweiht. Gleubert rief zwei Helferinnen zu sich. Zu viert legten sie Walters Leiche auf eine Bahre und fuhren sie in den Sektionsraum. Die Ärzte fingen aber nicht an, sie zu obduzieren, sondern schnallten sie auf einem Gestell fest, ähnlich einem Untersuchungsstuhl beim HNO-Arzt. Schütz musste mit Haken den Mund aufhalten, Gleubert ließ das Licht ausmachen und stierte in den offenen Rachen. Nach einigen Minuten erschien im Schlund ein grünes Licht. Das war es, was Gleubert sehen wollte. Er wechselte Schütz an den Haken ab, damit auch er sich überzeugen konnte, dass es dort glomm.

Gleubert war wieder an seinem Beobachtungsposten. Nach einer Weile sagte er: »Es wird schwächer. Noch, noch, noch ist es da.« Angespannte Ruhe. Dann sein abschließender Satz: »Jetzt ist es aus! Schwester Magdalena?« Gleubert musste seine Frage nicht ausformulieren. »Siebzehn Minuten und fünfunddreißig Sekunden«, antwortete sie.

Beide wurden regelrecht euphorisch. »Das bedeutet«, behauptete Gleubert, »mindestens 15 Monate Phosphatkreislauf!« Siegestrunken packten sie die Leiche zurück auf die Trage, fuhren sie ins Zimmer, die Schwestern machten sie schön zum Abschiednehmen für die Verwandten. Aber war das wirklich eine Leiche, die da lag?

Phosphatkreislauf, aha. Walter war sich sicher, dass sein neues Denkvermögen daher rührte. Fünfzehn Monate hatte Gleubert ihm gegeben. Fünfzehn Monate. Käme dann das Ende seiner Wellness-Bestattung? Und wie viel davon war bereits um?

Sonderlich schrecken konnte Walter der Gedanke an das endgültige Ende keineswegs. Fünf Jahreszeiten hatte Gleubert ihm geschenkt und ihm sein Gedächtnis wiedergegeben. Nein, nicht

nur wiedergegeben, aufgefrischt hatte er es. Ein regelrechtes Supergedächtnis hatte er ihm beschert. Es kam Walter so vor, als könne er sich an jede einzelne Minute seines langen Lebens erinnern. Ja, er konnte sich sogar an die Darmgeräusche seiner Mutter erinnern, als er in ihrem Schoße lag. Er konnte sich erinnern, wie er mit Armen und Beinen gegen die Enge ihrer Gebärmutter angekämpft hatte. Und wie Fetzen ihrer Stimme an seine kleinen Ohren gedrungen waren.

Sein Zustand jetzt, hier unter der Erde, war dem im Mutterleib sehr, sehr ähnlich. Aber würde eine neue Geburt erfolgen?

Phosphatreihen, die waren der Schlüssel. In jeder lebenden Zelle ist der Bauplan des gesamten Individuums in der Kernsäure, der DNA, festgeschrieben. Diese Säure setzt sich aus ewig langen Ketten von einzelnen Nukleotiden zusammen. Über drei Milliarden sind es beim Menschen, aufgeteilt auf 46 Chromosomen.

Gut, das ist Biologie, das wird nicht jeden interessieren. Da ohne dieses Wissen die Grundlagen der Gleubertschen Forschungen nicht zu verstehen sind, soll trotzdem etwas weiter darauf eingegangen werden.

Vier verschiedene Nukleotiden gibt es davon – sie sind vergleichbar mit Buchstaben. Eine Gebrauchsanweisung, die sich aus vier Lettern zusammensetzt, nämlich A, C, G und T. Diese Buchstaben sind die Abkürzungen für die Basen, durch die sich die Nukleotiden unterscheiden.

Die einzelnen Buchstaben sind verknüpft mit Phosphorsäure, auch Phosphat genannt.

Doch nicht nur die Anleitung zum Aufbau jeder Zelle besteht aus DNA, die Gedankeninhalte sind in dieser Form gespeichert.

Gleubert hatte die geniale Idee, die Phosphate genauer zu untersuchen. Zentrum der Phosphorsäure ist natürlich ein Phosphor-Atom. Dieses gibt es in acht verschiedenen Varianten, acht Isotopen. Gleubert stellte fest, dass zu jedem Buchstaben immer ein ganz bestimmtes Isotop gehörte.

Die Aufgabe der Kernsäure in den Zellen, nämlich den Aufbau von Eiweißen zu steuern, ist nur möglich mithilfe der Nukleoti-

den. Ihre Information aber, die ist bereits in den Phosphatreihen gespeichert. Und das Phosphor-Isotop hat nur etwa ein Zehntel des Gewichts eines Nukleotiden.

Die Botschaft in den Phosphatreihen entsprach also der Botschaft der DNA, so Gleuberts Forschungsergebnis. Es galt, diese zu stabilisieren, dann bliebe sämtliche Information erhalten. Und genau das war Gleubert gelungen.

Inspiriert worden war er durch die Akupunktur. Deren Wirkung wurde von den Chinesen als Energiekreislauf angesehen, von den westlichen Medizinern als ein Reflexgeschehen. Die alten Chinesen hatten die richtige Ahnung, wussten aber nicht, dass der Interzellularraum die entscheidende Rolle spielte. Das ist die Flüssigkeit zwischen den Körperzellen. Und darin gibt es, neben Blutkreislauf und Lymphstrom eine eigene Zirkulation. Die Flüssigkeit bewegt sich einmal in 24 Stunden entlang aller Meridiane und Akupunkturpunkte. Dann beginnt der Kreislauf von vorne.

Gleubert hatte es mit seinen Mitteln nicht nur geschafft, die Phosphate zu Reihen aneinanderzufügen und vor dem Zerfall zu bewahren, nein, ihm war es auch gelungen die Meridian-Passage aufrecht zu erhalten. Walter zog im Geiste vor Gleubert seinen Hut. Ein Wissenschaftler, der den Nobelpreis verdiente. Das Komitee würde sich entscheiden müssen, ob für Medizin oder für Chemie.

Nun lag Walter in seiner kühlen Ruhestätte und spann seine Gedanken, die ebenfalls eines Nobelpreises würdig gewesen wären.

Bewegen konnte sich der Professor nicht, aber etwas bewegte sich, dank Gleubert und Schütz noch immer in seinem Korpus. Das waren die winzigen Membranen und Mikrovilli, die als Zellanhängsel in den Interzellularraum hineinragten und mit kleinen, feinen Bewegungen die Zirkulation aufrechterhielten. Energie lieferte sein zerfallender Körper, und der wäre irgendwann aufgebraucht. Die übrig gebliebenen Knochen konnten kaum die Meridianbahnen weiterbetreiben.

Energie musste her, wenn er seine Frist verlängern wollte. Was

aber tun, wenn Walter nicht zu Edeka marschieren und Traubenzucker kaufen konnte?

* * *

... ODER DOCH?

Binger trat seinen Dienst frohgemut an. Wie freute er sich auf Kochkleidung und die Mütze, das Päckchen Probierlöffel in der Brusttasche. Wie hatte er das alles vermisst. Die Begrüßung lief unterkühlt ab. Kein Wunder, beliebt hatte er sich mit seiner cholerischen Art mit Sicherheit nicht gemacht. Fast frostig wirkte Herr Tann, der sich als Bingers Vertretung vorstellte. Er lächelte verkrampft, als er die Hand reichte, doch Binger spürte sein Misstrauen. Tann teilte ihm als erstes mit, der Chef wolle ihn sprechen.

Binger ging in sein Büro. Der Chef eröffnete ihm, es habe sich einiges geändert. Die Speisekarte sei überholt worden; Tann habe sich bewährt. Wie es weiter gehen solle mit zwei Chefköchen, das wisse der Restaurant-Besitzer noch nicht. Binger solle halt erst mal seine vier Stunden machen, er würde sich was einfallen lassen.

Keine Frage, wie es seinem alten Sternekoch ging, kein Wort der Anteilnahme.

Hoppla. Etwas anders hatte sich Binger den Wiedereinstieg vorgestellt. Tann war nicht sein Typ, das wurde ihm in den vier Stunden klar. Und er kehrte hier den Chefkoch raus. Er gab Binger Anweisungen, kritisierte seine Kochkunst. Er erlaubte sich, seine Suppe abzuschmecken, das durfte doch nicht wahr sein. Vollkommen andere Gewürze standen herum, und die benutzte Tann eifrig.

Binger war froh, als die vier Stunden herum wahren. Das was er an Gelassenheit gelernt hatte in der Kur, das hatte den Praxistest nicht bestanden. Bevor er das Restaurant verließ, ging er zum Zigarettenautomaten und zog sich seine Gauloises. Eine wollte er sich gönnen. Die rauchte er auf dem Nachhauseweg. Verdammt, was sollte er machen? Vielleicht sich doch weiter krankschreiben lassen? Binger glaubte nicht, dass das den Chef gefreut hätte.

Nach dem kurzen Gespräch schien es ihm so, als hätte der Tann schon längst ins Herz geschlossen. Binger holte sich eine Flasche trocknen Bordeaux. Am Abend war sie leer, die Packung Gauloises auch.

Nächster Tag: Mit wenig Freude und leichtem Kater zum Dienst aufgerappelt, vorher noch neue Kippen besorgt. Binger versuchte, Tann auszuweichen. Doch der schien ihm auf den Fersen zu kleben, gab ihm sogar Anweisungen. Ihm wurde heiß, und zwar nicht vom Dampf aus den Töpfen. Diskussionen, kurz und knackig ausgetragen, unterschwellig gereizt.

Zwei Probierlöffel fuhren fast gleichzeitig in die Bratensoße, Tanns und Bingers. Es war Bingers letzter aus der Brusttasche. »Mehr Majoran«, sagte Tann knapp. »Idiot«, dachte Binger, sagte aber nichts. Er ging zum Abzug, den Löffel noch in der Hand, stellte die Lüftung auf Maximal und zündete sich eine Gauloise an.

Tann kam zu ihm, nahm ihm die Zigarette aus der Hand und erklärte entschieden: »Hier nicht!« Er löschte die Glut mit einem Wasserstrahl und warf die Zigarette in den Abfall. Dann kehrte er zu Binger zurück, blickte ihm fest ins Gesicht und sagte vorwurfsvoll:

»Wie kann ein Koch nur rauchen? Verdirbt Geruch und Geschmack!« Er drehte sich um, und Binger hätte ihm am liebsten in den Hintern getreten.

Doch der Komet schlug nochmals ein. VERNICHTUNGSSCHMERZ, schoss es durch Bingers Kopf. Sein Löffel klimperte auf den Boden, noch bevor er selbst unten ankam. Den Löffel, den gebe ich jetzt ab. Das war der letzte Gedanke des Sternekochs. Und damit hatte er recht.

* * *

Gleubert hatte Walter nicht nur ein Supergedächtnis geschenkt, nein auch ein Supergefühl. Eines Tages spürte der Professor ein Stocken im Magenmeridian. Er fürchtete, das sei der Anfang des Endes. Wenn seine Phosphatreihen hier hängen blieben, dann würde es nicht mehr lange dauern, und sie würden zerfallen. Die

anderen Meridiane würden folgen. Und dann wäre er endgültig tot, lange bevor die fünfzehn Monate um waren. Oder waren sie es bereits? Ein Gefühl für den Zeitablauf, das war Gleubert ihm schuldig geblieben.

Der Chemieprofessor freute sich, dass er zumindest nicht in Panik verfiel. Entspannt richtete er seine Konzentration auf den kranken Meridian und imaginierte, wie die Mikro-Membranen sich stärker bewegten. Wirklich, Zeitgefühl wäre schön gewesen. So wusste Walter nicht, wie lange es dauerte, bis das unbehagliche Gefühl verschwand. Ja, es war durchaus mit einer Art Übelkeit zu vergleichen. Das war nach einer Weile weg, und es hätte ihn stark interessiert, wie lange es gedauert hatte.

Walter wurde sich dadurch bewusst, es wurde ihm immer klarer, dass er Einfluss auf die Mikrozirkulation hatte. Seine Vorstellungskraft war der Schlüssel. Er überlegt sich weitere Konsequenzen, dachte in alle Richtungen. Und plötzlich war sie wieder da, die Übelkeit, doch längst nicht so stark wie zuvor.

Da wusste Walter, dass 24 Stunden um waren. Er reparierte den kleinen Schaden, jedoch nicht vollständig. So würde er am nächsten Tag auch erfahren, wann die Magenpassage ablief. Er hatte seine innere Uhr gefunden.

Doch damit nicht genug. Walter begann zu experimentieren. Er erzeugte ganz bewusst kleine Störungen in allen seinen Meridianen. Diese gewahrte er jeweils nach einem Tag erneut und konnte spüren, welcher Meridian gerade aktiv war. So hatte er eine Uhr, die ihm Zweistunden-Abschnitte bekannt gab. Fast schon soviel, wie eine Kirchenuhr die Umgebung wissen lässt.

Nun konnte der Professor genau angeben, wie lange der nächste Fortschritt dauerte – vier Wochen und drei Tage nämlich. In dieser Zeit hatte er seine Sensibilität für den Phosphatkreislauf verfeinert. Er konnte genau sagen, an welchem Punkt er sich befand. Er bedauerte nur, dass er sich nie mit Akupunktur befasst hatte. Es hätte die Bestimmung erleichtert. Was er wusste, das hatte er einzig und alleine durch die Gespräche zwischen Gleubert und Schütz aufgeschnappt. Aber immerhin, nun hatte er eine Uhr, die fast minutengenau ging. Was den untoten Professor besonders erfreute war die Tatsache, dass neue Phosphatreihen angelegt wur-

den. Sein Denken blieb ihm erhalten. Der Beweis: Was er seit seinem Tod überlegt hatte, an all das konnte er sich erinnern.

Es dauerte fast vier Monate, da hatte Walter eine neue Eigenschaft entwickelt. Er wurde sensibel für seine Umgebung. Er spürte die Stoffe um ihn herum. Da war die Zellulose der Papierkleidung, in die man ihn zur Bestattung gesteckt hatte. Da waren die Wolle seiner Socken, das Leder seiner Schuhe und das Holz auf dem er lag. Er konnte sogar verschiedene Farbstoffe in seiner Umgebung unterscheiden.

Konnte ihm diese Eigenschaft etwas nutzen?

Sie konnte. Walter trainierte seine Mikromembranen und Mikrovilli, das sind die kleinen Vorsprünge seiner zerfallenden Zellen. Fast ein halbes Jahr dauerte es, aber dann konnte er winzige Kanäle in seine Umgebung bauen, in die Zellulose, die Wolle und das Leder hinein. Gleichzeitig konnte er das Material zersetzen und mit den Mikrovilli die energiereichen Bestandteile zu sich bugsieren. Das klappte, ja es klappte.

* * *

Pilze sind eine wundervolle Art Lebewesen. Neben Tieren und Pflanzen bilden sie in der Biologie ein ganz eigenes Reich. Es gibt darunter winzig kleine, einzellige Exemplare, beispielsweise die Hefepilze, die nur ein Hundertstel Millimeter groß werden. Und es gibt Hallimasche, die 600 Tonnen wiegen. Unvorstellbar, aber wahr. Der Riesenpilz lebt in Oregon in den USA und erstreckt sich über eine Ausdehnung von rund 1200 Fußballfeldern. Der Koloss ist mindestens 2400 Jahre alt. Er nagt Bäume an und hat im Jahr 2000 zu einem regelrechten Waldsterben im Malheur National Forest geführt. Dadurch wurde man erst auf ihn aufmerksam.

Bei Pilzen ist das, was aus der Erde herausschaut, nur der kleine, sichtbare Teil – der Fruchtkörper. Die Riesenmasse besteht aus Millionen von Fäden, die sich durch den Boden, durch Holz und anderes organisches Material schlängeln. Sie können sich zu Bündeln zusammenfinden und bilden auch den Fruchtkörper. Der

sieht nur mit bloßem Auge so aus, als wäre er ein eigenes Organ. In Wirklichkeit besteht er aus verklebten und verfilzten Hyphen.

Die Gesamtheit aller Hyphen ist das Myzel. Die Myzelien vermehren sich einerseits durch Abspaltung und Wachstum in die Umgebung, andererseits durch die Bildung der Fruchtkörper, in denen sie Sporen reifen lassen.

Die Hyphen sind oft feiner als Pflanzenwurzeln, sie können sich in viel engere Bodenspalten schlängeln. Die meisten Pflanzen leben in Symbiose mit Pilzen. Deren Hyphen schlängeln sich um die Wurzeln und geben ihnen Nahrung ab, die sie von dort holen können, wohin die Wurzelfasern niemals gelangen könnten. Die Pflanzen hingegen versorgen den Pilz mit Kohlehydraten, die sie mit Photosynthese erzeugt haben.

* * *

Die fünfzehn Monate waren mit Sicherheit um, und Walter konnte immer noch denken und empfinden. Er beglückwünschte sich zu seiner neuen Geburt.

Doch hatte er sich nicht zu früh gefreut? Die weicheren Begleitstoffe waren aufgebraucht, das letzte bisschen Zellulose, Stoff und Leder. War das der Grund, weshalb in früheren Kulturen den Toten reichlich Lebensmittel als Grabbeigabe überlassen wurden? Wussten die längst das, was er hier gerade entdeckte?

Der Professor musste all seine Kraft zusammennehmen, um das Holz des Sarges zu verdauen. Doch es gelang ihm, er wurde regelrecht Meister darin. Der Deckel krachte eines Tages auf ihn herunter. Walter meinte, das sogar hören zu können. Nun konnte er diesen Teil des Sarges aufbrauchen, er spendete ihm ein halbes Jahr lang Kraft. Aber auch damit war es irgendwann vorbei.

Wieder kam ein Einbruch in der Energieversorgung und damit eine neue Herausforderung. Walter aber war inzwischen Weltmeister im Kanälchen-Bauen. Wie ein Schimmelpilz bildete er Fortsätze aus, lange Fäden, die Hyphen entsprechen. Er orientierte sich zur Oberfläche hin. Bald traf er auf ein Rattennest unter seiner Grabeinfassung. Das war ein Glücksfall. Die Ratten schleppten genügend Nahrung heran, eine ganze Familie war es. Sie

ernährten den Professor mit, ohne es zu ahnen. Zudem fand Walter einiges an toten Würmern und Mikroorganismen. Alles Organische konnte er zerlegen und für sich nutzen.

Aber nicht einmal in der letzten Ruhestätte ließ man ihn in Ruhe. Jemand entdeckte die Ratten und rottete sie aus. Dieser Jemand war niemand anderes als seine Tochter Ingeborg. Sie ekelte sich vor den Nagern und bestellte einen Kammerjäger. Schade. Eine sichere Energiequelle weniger. Walters Bedarf wurde nämlich größer. Meterweit breitete er sich in die Umgebung aus. Ein Netz bildete er, Tausende von Hyphen, wie das Myzel eines Pilzes. Damit ließ es sich leben. Und damit stieß er schließlich an sein Nebengrab.

* * *

Doch, es gibt viele Arten zu sterben

Ihre Großmutter hatte Brustkrebs, sie war daran gestorben. Ihre Mutter hatte sie gepflegt bis zu ihrem Tod. Dann bekam die Mutter selbst Brustkrebs. Es zog sich über mehrere Jahre hin. Alle Maßnahmen waren vergebens. Die Mutter starb in ihren Armen.

Cornelia Mertens ließ sich schulen. Die Krankenkasse bot Kurse an. Sie tastete sich ab, wie sie es gelernt hatte. Sie ging zur Vorsorge, alle halbe Jahre; Mammografie alle zwei Jahre.

Und dann doch ein Knoten. Bösartig. Amputation, Chemotherapie, die Haare weg, Hoffen. Es ging einige Jahre gut, dann ein Rezidiv. Wieder die ganze Prozedur. Hoffen, quälen, zweifeln. Hadern mit dem Schicksal, das nichts nutzte. Schmerzen, immer mehr Schmerzen, Morphium linderte, machte sie aber auch benommen. Das wollte Cornelia nicht. Appetitlosigkeit und Übelkeit. Immer wieder Erbrechen. Abmagern, keine Kraft. Lungenmetastasen, die regten sie schon nicht mehr auf. Es war kein Leben mehr. Cornelia schaffte es nicht mehr aus dem Bett. Ihre Tochter Bettina war da. Sie hatte sich Urlaub genommen. Sie versorgte die Mutter mit dem bisschen Essen, das sie zu sich nehmen wollte. Sie wusch sie und schob ihr die Bettpfanne unter.

»Pass gut auf dich auf, mein Liebes«, sagte Cornelia zu Bettina.

»Das werde ich«, versprach die Tochter. »Mama, ich habe mich testen lassen. Das kann man heute machen. Ich habe das Gen nicht.« Cornelia schloss die Augen, glücklich. Vielleicht war der Familienfluch durchbrochen. Sie musste ihre Augen nicht mehr öffnen.

* * *

Ein frischer Sarg. Hartes Holz. Walter nagte es ab. Er drang vor zur Kleidung der Leiche. Er fraß sie auf. Die Leiche selbst wäre eine kräftige Speisung gewesen. Der Professor überlegte, ob er sie sich wirklich einverleiben oder mit ihr etwas ganz anderes versuchen sollte.

Er kannte ja all die Substanzen, die Gleubert für ihn benutzt hatte. Das Natriumsilikat konnte er aus der Umgebung herausfiltrieren oder aus Ausgangsstoffen selbst zusammensetzen. Soweit hatte er seine Hyphen bereits trainiert.

Zum ersten Mal saugte Walter nicht mehr alles zu sich heran, sondern schleuste gezielt die richtigen Stoffe zu seinem neuen Nachbarn. Er umgarnte den ganzen Körper mit seinen Hyphen und schleuste alles, was er brauchte, zu ihm hin. Und tatsächlich, der Chemiker spürte, dass der fremde Körper nicht weiter zerfiel.

Walter musste nun für Zweie sorgen. Sein Energiebedarf verdoppelte sich. Nein, er verdreifachte sich, denn er musste den Nachbarn nicht nur versorgen, er musste auch die Schäden reparieren, die die Verwesung bereits angerichtet hatte.

Das war die Zeit, in der Frau Fricke es kaum noch schaffte, die Bepflanzung über ihrem Vater am Leben zu erhalten. Sie konnte nicht wissen, wie sehr sie ihm mit ihrem Düngen das Leben erleichterte. Die Ausrottung der Ratten glich sie damit mehr als aus.

In der Tiefe aber gingen die Ereignisse weiter. Walter spürte, wie der Nebenmann allmählich zum Leben erwachte. Er bekam die Gedanken, die sich neu bildeten, mit – so als würde der Nachbar im Halbschlaf Selbstgespräche führen. Bald schon wusste er, dass es kein Nachbar war, sondern eine Nachbarin, Margot Hensel, mit 88 Jahren gestorben an einem Schlaganfall. Sie hatte drei

Monate danach in einem Rollstuhl verbracht, kam mit ihrer Behinderung nicht zurecht, gab sich regelrecht auf. Sie bekam eine Lungenentzündung, die sie dahin raffte. Das Sterben empfand sie als schön, sie konnte loslassen, sich gehen lassen, dem Elend der Welt entsagen.

Über vierzig Jahre lang war sie Fleischereiverkäuferin, war zweimal verheiratet, ihr Erster war mit Mitte Zwanzig in den letzten Kriegstagen gefallen. Er hinterließ ihr ein Mädchen, die in alter Familientradition ebenfalls Margot getauft wurde. In den Fünfzigern heiratete sie ihren Klaus und bekam mit ihm nochmals zwei Kinder, einen Jungen und für ihn ein Schwesterchen.

Walter war begeistert, als er gewahrte, dass die Denkprozesse bei Frau Hensel begannen. Das erinnerte ihn an sein eigenes Wiedererwachen, das gar noch nicht lange her war. Und am meisten freute es ihn, wie ungläubig am Anfang, dann aber überglücklich die alte Dame bemerkte, dass sie nicht tot war, nicht richtig jedenfalls.

Der Professor ließ Frau Hensel ganz und gar zu sich kommen, dann stellte er sich vor. Sie war erstaunt, dass da noch einer war außer ihr selbst. Bald aber schon fand sie einen riesigen Gefallen daran, sich zu unterhalten. Walter tat das genauso gut. Endlich jemand, mit dem er sich austauschen konnte. Zwar eine Verkäuferin nur, aber was sollte es? Die Zeit, alleine vor sich hin zu denken, die war vorbei. Alle Ideen konnte er mit ihr durchsprechen. Es war sogar so, dass er ein paarmal auf vollkommen neue Gedanken kam, nur weil er gezwungen war, sich verständlich auszudrücken.

Und sonderlich primitiv war Margot keineswegs. Ja, sie hatten sich sehr schnell auf das »Du« geeinigt. »Wolfgang«, stellte der Professor sich vor. »Margot«, hatte die Nachbarin geantwortet.

Walter ließ sich Zeit, Frau Hensel zu erklären, wie es kam, dass das so ablief, wie es hier ablief. Er unterrichtete sie, wie sie ihre Mikromembranen und -villi beeinflussen konnte. Und als sie das ausreichend beherrschte, erklärte er ihr auch, wie sie die Hyphen erzeugte. Margots großes Hobby war die Spitzenklöpplerei. Darin war sie eine wahre Meisterin, der niemand etwas vormachen konnte. Lange Jahre hatte sie Kurse gegeben an der Volkshochschule Hamburg Harburg. In den letzten Jahren hatte das Interesse

daran aber stark nachgelassen.

Doch Margots Kenntnis der Flecht- und Webkunst kam ihr anscheinend unter Tage zugute. Bald schon übertraf sie Walter im Ausbau ihres Myzels. Das impnierte dem Professor gewaltig. Was die beiden verwunderte war, dass dieses ab sofort für beide funktionierte. Walter profitierte nicht unerheblich von den Fähigkeiten seiner neuen Weggefährtin. Er konnte sich auf andere Arbeiten konzentrieren.

* * *

Jeder stirbt für sich allein

Geradeaus, immer geradeaus. Eberhard lief, er lief und lief. Er musste zur Arbeit. Er musste in das große Haus kommen, wo man ihn einließ. Wohl fühlte er sich nicht beim Gehen. Was es genau war, was ihm unangenehm war, das wusste er nicht. Er wusste nur, er war entkommen. Nie wollten sie ihn gehen lassen. Wenn er auf ihr Locken nicht einging, dann führten sie ihn eben zurück. Bis er vergessen hatte, was er wollte.

Diesmal aber war er entkommen, niemand verfolgte ihn. Er war zufrieden, aber er fror. Seine dünne Kleidung war nicht ausreichend für das kalte Wetter im späten November. Er zitterte, seine Zähne klapperten. Ja, Frieren war das, was ihm nicht bekam. Aber dies kümmerte ihn nicht, er musste weiter. Zielgerichtet lief er seinen Weg.

Die Stadt lag schon eine Weile hinter ihm, hier wurde es ruhig und einsam. Obwohl es lange her war, dass er das letzte Mal hier war, wurde ihm die Gegend vertrauter. Immer mehr erkannte er sie wieder.

Es war nicht der Weg zur Arbeit, aber das machte nichts. Das war der Weg nach Hause. Das war sogar viel besser.

Alles war so, wie er es in der Erinnerung hatte. Jetzt musste er vom Weg abbiegen, ein Stück über einen vermoderten Fußweg gehen, und endlich stand er vor dem zerfallenen Gebäude. Das Haus hatte sich nicht viel verändert. Es war unbewohnt geblieben, nach der Kriegsbeschädigung hatte es niemand mehr aufgebaut.

Es sah in etwa noch so aus, wie er es das letzte Mal gesehen hatte. Doch die Spuren der Jahre hatten ihm zugesetzt.

Eberhard Mayer ging zur Eingangstür. Sie war nur angelehnt, stand einen Spalt offen. Er spähte hinein.

Der Raum hatte das Dunkel des beginnenden frühen Abends bereits vorweggenommen, es war nichts zu sehen. Deshalb drückte Mayer leicht gegen die Tür. Sie gab knarrend nach. Dann ein Schlag. Krachend fiel sie aus den Angeln und knallte in den Raum. Der Schreck fuhr Mayer in die Glieder. Doch fasste er sich bald.

Langsam, vorsichtig, schritt er in die Diele. Es war duster, doch seine Augen gewöhnten sich bald an das Licht.

Einige Einrichtungsgegenstände standen noch dort, wie er sie kannte. Vorsichtig betastete er einen Stuhl, eine Fensternische, einen Sims an der Wand. Langsam ging er weiter, öffnete vorsichtig Tür für Tür, wobei er sie festhielt, damit sie nicht wieder umfiel. Vieles fand er wieder. Bekannt, vertraut, aber staubbedeckt, zum Teil zerfallen, zerstört. In der Küche der Herd, das Spülbecken, zerbrochenes Geschirr. Sonst nichts. Tische, Stühle, der Schrank: verschwunden.

Erst zuletzt ging er ins Wohnzimmer. Dieses lag völlig im Dunkeln und seine Augen mussten sich erneut an das spärliche Licht gewöhnen. Eine Lampe hatte er nicht mit, doch nach und nach konnte er etwas erkennen. Er sah sich um. Alles war leer. Leere, kahle Wände, wohin er blickte.

Die Fenster vernagelt. Eberhard Mayer war betreten. Ein Druck lastete auf ihm. Von Anfang an hatte er ihn undeutlich gespürt, aber jetzt war er ganz deutlich. Diese Leere! Angst? Sollte er gehen?

Noch ein Blick über die Wände. Nichts. Spinnen, Ratten? Nichts.

Hunger. Hunger und Kälte. Und müde. Wo war sein Bett? Das war doch sein Zimmer, hier hatte das Bett gestanden, dort der Schrank. Eberhard suchte: Keine Decke, nichts zum Überziehen. Er fror erbärmlich. Essen. Die Speisekammer: Die Regale herausgerissen, leer. Hier standen doch immer die Einmachgläser. Nichts, nichts, nichts.

Mayer musste weg. Er kam doch irgendwoher, wo es immer warm war, wo man ihm sein Essen hinstellte. Eine schöne, warme Suppe. Der Gedanke steigerte den Hunger ins Unermessliche. Er musste weg. Er musste zurück. Hier war doch sowieso alles kaputt. Doch wo war das, wohin er musste?

»Mama!«, rief Eberhard, wie er es als Kind oft getan hatte. Nicht immer hatte sie geantwortet. Nochmals: »Mama!«

»Mamma! Mamma! Mamma!«, lauter, immer lauter. Eberhard war den Tränen nahe. Hunger. Frost. Müdigkeit. Es war ein langer weg, hierher. Und er musste zurück. Er drehte sich um und ging. Die Sonne war weg, er musste sich hinaustasten.

Laufen, weiter. Die Richtung war Eberhard Mayer egal. Weg hier. Ins Warme. Den Weg konnte er nur mehr erahnen, es war fast nichts zu sehen. Er merkte nicht, dass er den Weg längst verlassen hatte.

Eine Unebenheit. Eberhard Mayer knallte der Länge nach hin. Nun auch noch Schmerzen. Die waren ihm beinahe egal. Diese Müdigkeit. Die war jetzt das Schlimmste. Etwas ausruhen, und dann weiter.

Eberhard Mayer war aus dem Altenheim verschwunden. Vier Monate hatte man von ihm keine Spur. Spaziergänger fanden ihn im nächsten Frühjahr, einige Kilometer entfernt von seinem zerfallenden Elternhaus. Tod durch Erfrieren, stellte der Gerichtsmediziner fest. Kein Anhalt für Fremdverschulen.

* * *

Die Arbeit, auf die sich Wolfgang Walter nun konzentrierte, das war der Aufbau der Kommunikation. Über die Hyphen dauerte alles ewig lang. Man schickte einen Satz los und musste fünf Minuten auf Antwort warten. Walter experimentierte mit seinem Vorstellungs-Werkzeug eine Weile herum. Er schaffte es, die Kanälchen zu variieren. Aber was er auch anstellte, er schaffte es nicht, Informationen damit zu verschicken.

Einfach, um nicht die ganze Zeit alleine zu grübeln, sprach er Margot darauf an. Er empfand das als Monolog, doch diese Frau sagte ihm plötzlich, er könne doch versuchen, Kalziumatome ko-

diert in Ionen umkippen zu lassen.

»Woher weißt du denn etwas von Ionen?«, wollte Walter verblüfft wissen.

»Na, du hast es mir doch selbst erklärt. Und schwer von Kapee war ich noch nie.«

Dieser Denkanstoß war Gold wert. Walter spann Fasern, eine vollkommen neue Sorte. Sie waren nicht mehr in der Lage, Stoffe aus der Umgebung heranzutransportieren, aber sie gaben Informationen weiter. An den Kanälchen kippten tatsächlich Atome in codiertem Rhythmus in Ionen um oder umgekehrt und konnten von Margot zurück übersetzt werden.

Was vorher Minuten dauerte, das lief jetzt in Sekunden ab. So schnell, wie sich die Lebenden unterhalten konnten, ging es immer noch nicht. Die Lebenden nahmen ja kaum wahr, dass der Schall von Mund zu Ohr Zeit benötigte. Beim Unterhalten denkt niemand an die Physik, die das ermöglicht. Der Hörer hat ein Gefühl von Gleichzeitigkeit. Sprechen und Hören scheint ohne Verzögerung abzulaufen. Nur beim Gewitter wird uns bewusst, dass der Schall zu unserem Ohr deutlich länger braucht als das Licht zum Auge.

Margots Anregung hatte Wolfgang Walter gewaltig beeindruckt. In der Hensel steckte mehr, als er vermutet hätte. Blind war er gewesen, geistig blind. Fortan suchte er immer wieder das Gespräch mit ihr, erkundigte sich nach ihrem Leben und ihren Erlebnissen. Und berichtete bereitwillig von seinen.

Dank Margots Fähigkeiten im Umgang mit Fasermaterialien wuchs das Myzel schneller und kräftiger. Bald stießen sie und Wolfgang auf das nächste Grab. Wieder wurde ein Mensch gerettet. Diesmal waren es zwei Untote, die sich ans Werk machen konnten. Der Sarg war viel schneller abgebaut, die neue Leiche bald umsponnen. Die Verwesung war noch nicht so stark, die Reaktivierung der Phosphatreihen geschah beinahe Ruckzuck. Margot und Wolfgang wohnten dem zögerlichen Erwachen des Neuen bei. Sie freuten sich an seinem neuen Bewusstsein. Stolz konnten sie ihm erklären, wie sie es schafften, dem Tod ein stilles Dasein abzutrotzen.

Der hochdemente Chemiker Walter erwacht nach seiner Beerdigung im Grab und stellt fest, dass er noch lebt und sein Gedächtnis zurück erhalten hat. Der Grund sind Experimente seines zuletzt behandelnden Oberarztes, der Erb- und Gedächtnisinformationen zu konservieren suchte. Zunächst hat Walter nichts als seine Vorstellungskraft, schafft es aber, seinen Körper zu rekonstruieren, auch die seiner toten Nachbarn. Behutsam bereiten sie ihre Rückkehr in die Welt der Lebbies, wie sie sie nennen, vor.
Doch eine Gruppe hat sich längst abgespalten und hegt weit weniger freundliche Absichten.

Will Hofmann beschreibt seine Zombies in einer anderen, ungewöhnlichen Art. Er beleuchtet die chemisch-biologischen Vorgänge von Tod, Verwesung und Zombifizierung aus der kreativ-nüchternen Sicht eines Mediziners heraus und definiert Grusel damit neu.

ISBN 978-3-942606-45-5

9 783942 606455

€ 5,85

www.wiebers-verlag.de